

Der Himmel so nah
Ein Liebesroman mit Krimispannung

1. Leseprobe

von
Collin Spark

Alle Rechte bei Jörg Piesker

Copyright © 2022

Jörg Piesker

www.joerg-piesker.de

Lektorat: Lisa Schwerber

Korrektorat: Stefanie Brandt

Umschlaggestaltung: Holland Design

Buchsatz: Jörg Piesker

E-Mail: kontakt@joerg-piesker.de

www.collin-spark.de

*Eines Tages wird dich eine tiefe Liebe zu jemandem hinführen, der dir mehr
bedeuten wird, als alles andere auf der Welt.*

Prolog



Meine Geschichte beginnt in einer schwülwarmen Nacht mit einem Marienkäfer, der an dem klaren Glas des Windlichts auf dem Tisch vor mir empor krabbelt. Er stoppt, wendet, und für einen Augenblick denke ich, dass er mir direkt in die Augen sieht. Unvermittelt fällt er herab und landet mit einem leisen Klacken auf den Tisch. Er liegt auf dem Rücken, seine Beinchen zucken einige Sekunden lang in der Luft, dann bleibt er reglos liegen. Ich berühre ihn mit der Fingerspitze, damit er sich daran festhalten kann, aber er fängt nur an zu zappeln und dreht sich im Kreis. Er ist so klein, dass ich befürchte, ihn zu zerquetschen, deshalb nehme ich zwei hölzerne Zahnstocher aus dem Spender zur Hilfe. Damit bekomme ich ihn zu packen, denke ich mir. Wie ein winziges Stück Sushi mit winzigen Stäbchen und drehe ihn herum, sodass er wieder auf seinen Beinchen steht. Ich taufe ihn in Gedanken *Sushi* und lehne mich zufrieden zurück. Shelly und ich lieben Marienkäfer. Eigentlich war das Shellys Idee. Wie so vieles. Aber wenn Shelly Käfer liebte, liebte ich sie auch. Es verging kein Tag, an dem ich es nicht erwarten konnte, was sie sich nun wieder ausdachte. Wenn meine Mutter mich endlich vom Frühstückstisch entließ, rannte ich, so schnell ich konnte, zu der geheimen Stelle mit dem verlassenen Schuppen. Als kleine Mädchen haben wir im Frühling stundenlang auf dem

Schuppendach nebeneinander gelegen und dabei zugesehen, wie die Käfer über unsere Hände gekrabbelt sind. Dabei konnten wir auf Einhörnern reiten, wurden von Prinzen geküsst und haben mit Zauberstäben alles geändert, was uns nicht gefiel. Wir haben sogar Prinzessinnen in Not das Leben gerettet. Abends auf dem Nachhauseweg umarmten wir uns die ganze Zeit lang glücklich und zufrieden. Wir hatten eine bessere Welt geschaffen. An jedem Tag.

Dem Käfer in seiner Not geholfen zu haben, fühlt sich gut an und erinnert mich an die schöne Zeit damals. Heute reite ich auf keinem Einhorn mehr. Heute rette ich auch keine Leben mehr. Als Scheidungsanwältin bin ich eher an der Zerstörung gemeinsamer Leben beteiligt und erhalte naturgemäß wenig Lob und Dank dafür. Damit verdiene ich zwar eine Menge Geld, aber als Retterin werde ich selten gefeiert. Fünfhunderttausend Dollar Einkommen im Jahr erachte ich als einen angenehmen Ausgleich für das Defizit von Ruhm, Ehre und Dankbarkeit. Heute aber habe ich durchaus Lob verdient, ich habe den Käfer »Sushi« aus seiner Notlage befreit.

Ich lache, nehme einen tiefen Schluck Wasser, greife dann zu meinem Rotwein und sehe in den wolkenlosen Himmel über San Diego. Überall funkeln Sterne. Ich weiß, dass viele von ihnen nicht mehr existieren, sondern nur noch deren Licht auf dem Weg durch die Unendlichkeit zu mir ist.

Wo Shelly nur bleibt? Sie ist schon eine gefühlte Ewigkeit auf dem Klo. Ich nehme einen weiteren langen Schluck Rotwein. Der Alkohol hilft mir, zu philosophieren. Und Philosophieren hilft mir, abends runterzukommen.

Es gibt Menschen, die sind in der Lage, zu berechnen, wann ein Stern aufgehört hat zu existieren, denke ich

bewundernd. Das würde ich nie im Leben hinbekommen, ich habe Mathe schon immer gehasst. Solche Menschen sind mir suspekt, das sind doch Freaks. Und sie haben den großen Nachteil, dass ihnen die Freude über viele Wunder verlorengelht. Es muss eine Plage sein, wenn man alles ausrechnen und wissenschaftlich erklären kann. Ich stelle mir vor, einer dieser Klugscheißer würde jetzt neben mir sitzen und ich würde mich über die Sterne freuen, um in romantische Stimmung zu kommen. Aber er rechnet schnell aus, wie lange der Lichtstrahl unterwegs ist und dass es mit einem Wunder nichts zu tun hat. Na? Verstehst du, warum ich Mathe-Freaks seltsam finde? Sie können nicht anders, sie müssen immer Klugscheißern.

Vielleicht ist das ja auch gar keine Klugscheißerei, sondern eine normale Reaktion und ich bin nur neidisch, dass ich nicht so gut rechnen kann. Ich weiß es nicht. Mir ist es jedenfalls lieber, mich daran zu erfreuen, dass der Lichtstrahl eines gestorbenen Sterns Millionen Jahre unterwegs und ausgerechnet für mich heute und hier sichtbar ist. Träumen ist besser als Berechnen. Oder nicht?

Ich schenke Rotwein nach, die Flasche ist halb leer. Als ich ansetze, sehe ich eine Sternschnuppe von links nach rechts zischen. Sie ist so schnell und so nahe, dass ich den Feuerschweif erkennen kann. Noch so ein kleines Wunder, das ich nicht berechnen will. Ein kleines privates Wunder, nur für mich, Vivian Rosberg, die Scheidungsanwältin, die jeden Tag aktiv an der Zerstörung von Beziehungen beteiligt ist. Prost. Als ich nippe, muss ich schnell absetzen, denn mich überkommt ein Lachflash.

Es ist bald Mitternacht, mein T-Shirt klebt mir am geschwitzten Körper. Der Juni ist der heißeste Monat in San

Diego, aber das stört mich nicht. Es ist, wie es ist, warum soll ich mich über die Hitze aufregen, anstatt den schönen Abend zu genießen? Als ich für einen Moment die Augen schließe, kommt diese Wehmut in mir auf, die ich so sehr hasse. Dieser Weltschmerz, der mich seit frühester Jugend begleitet, der mir nichts als Trübsal einbringt. Manche würden es Depressionen nennen, ich nenne es eher Trübsal. Ich versuche, den Tipp meines Therapeuten zu beherzigen und mir mein Gehirn als Whiteboard vorzustellen, von dem ich all die negativen Gedanken, die sich mir aufdrängen wollen, einfach wegwische. Aber das funktioniert wie immer nur semigut. Wenn ich mir so die Menschen in meiner Umgebung ansehe, die Dankbarkeit und Demut verlernt haben, wird mir ganz anders. Jeder strebt immer nur nach noch mehr, nach dem noch besseren Leben. Insbesondere bei meinen Klienten ist das häufig so. Der Partner ist nicht mehr gut genug, man will noch möglichst viel Geld aus der Scheidung rausschlagen, dann will man nichts mehr miteinander zu tun haben. Und das, obwohl man teilweise sein halbes Leben miteinander verbracht hat.

Meine Schwermütigkeit gewinnt an Kraft, das ist mir bewusst. Aber anstatt aufzustehen und tief durchzuatmen – und vor allem, den Wein sein zu lassen – bleibe ich sitzen und gieße nach. Die Menschheit rottet sich aus, befinde ich, während sich in meinem Kopf alles trefflich dreht. Sie sind bequem, haben Übergewicht und wissen mit ihrer Zeit nichts anzufangen. Deshalb jammern sie ständig an allem und jedem herum. Auch an ihren Partnern, die sie wegwerfen, wie einen Gebrauchsgegenstand.

»Dankbarkeit und Demut!«, stoße ich laut hervor. Ich sehe mich um und kichere. Zum Glück hat niemand

mitbekommen, dass ich Selbstgespräche führe. Aber wer sollte das schon bemerkt haben? Ich sitze allein auf der Terrasse hinter Shellys Haus und alle Fenster der Nachbarhäuser sind unbeleuchtet. Ich bin zufrieden, wenn ich keine Nachbarn sehen muss. Ist es heiß, jammern sie. Regnet es, jammern sie. Regnet es nicht, jammern sie. Es ist wie mit meinen Klienten, die beklagen sich, egal, was ich für sie raushole. Helen Brewster zum Beispiel. Ich habe nichts gegen Frauen, die dumm wie Stroh sind und Möpse haben wie Handbälle. Aber mal ehrlich, ich habe für sie eine Abfindung von drei Millionen Dollar erwirkt und was war ihr Kommentar dazu?

»Und keine monatlichen Zahlungen?«

Das meine ich! Ist das noch normal? Die Menschen haben jeden Blick für die Realität verloren, sind undankbar und kennen keine Demut mehr. Die Reihe solcher Beispiele könnte ich fortsetzen, aber dann würde ich mich nur noch mehr reinsteigern.

Mein Blick fällt auf Sushi, den Marienkäfer, der nach wie vor reglos an derselben Stelle auf dem Tisch sitzt. Ich beuge mich vor und bemerke, dass er tot ist. In meiner Euphorie über seine Rettung hatte ich das vorhin übersehen. Eine Träne kullert über meine Wange, weshalb ich mich frage, ob ich jetzt total verblödet bin. Einen Käfer Sushi zu taufen, ist schon eigenartig. Aber zu heulen, weil er gestorben ist ...

»Du hast 'ne Macke Vivian«, sage ich abermals laut zu mir selbst. Dieses Mal schaue ich mich nicht prüfend um.

An diesem Abend bekomme ich das mit der Logik nicht so gut hin wie sonst, das ist schon mal klar. Stattdessen nimmt mein alberner Heulkampf zu, ohne dass ich Macht darüber habe.

»Scheiße! Was ist mit mir los?« Unbewusst trinke ich das Glas aus, genauso mechanisch gieße ich nach und stelle die leere Flasche zurück auf den Tisch. Ob Sushi geahnt hat, dass es sein letzter Weg auf dieser Welt ist, als er vorhin an dem Glas empor krabbelte? Es gibt ja diese unheimlichen Berichte von Tieren, die sich zum Sterben irgendwohin zurückziehen. Bei Elefanten soll das so sein, bei Katzen, sogar bei Haifischen ... warum also nicht bei Sushi, dem Marienkäfer? Jedenfalls führte Sushis letzter Weg über Shellys Terrassentisch. Und das Letzte, was er gesehen hat, war mein blödes Gesicht. Ich flenne noch immer leise vor mich hin und frage mich, was mein letzter Anblick sein wird, wenn ich mal sterbe. Vielleicht lebe ich ja in einem Terrarium und bin mir dessen nicht bewusst. Ich bin zwar tausendmal schlauer als ein Marienkäfer, es kann doch aber sein, dass es Wesen gibt, die tausendmal schlauer sind als ich. Dann betrachtet mich womöglich eines dieser overschlauen Wesen an meinem letzten Tag, wie ich in meinem Terrarium auf den Rücken falle und sterbe. Wenn dem so ist, werde ich diesem Wesen auf jeden Fall in die Augen sehen, so wie Sushi es bei mir getan hat. Dann kann das Superwesen darüber grübeln, ob es selbst in einem Terrarium lebt. Das wäre nur gerecht.

Diese aberwitzigen Gedankenspiele, die nichts bringen, als weitere Fragen, sind eine Schwäche von mir. Deshalb verdränge ich diesen furchtbaren Geistesblitz schnell wieder. Ein Gutes hat meine gedankliche Entgleisung: Ich heule nicht mehr wegen Sushi. Aber mein Hirn legt es heute darauf an, mich zu quälen, und schiebt mir die imaginäre Fragekarte vor die Nase, auf die ich nie die Antwort fand: Kann ein Mensch spüren, dass er bald sterben wird? Wenn

ein Elefant das kann und ein Hai, und vielleicht ein Marienkäfer, warum sollte dazu nicht auch ein Mensch fähig sein?

Ich rubbele mir mit beiden Händen übers Gesicht, schüttele mich und springe auf. Wo bleibt Shelly nur?, frage ich mich. In letzter Zeit dauert es immer länger, bis sie vom Klo zurückkehrt.

Ich beschließe, nach ihr zu sehen, doch im selben Augenblick höre ich sie. Meine liebste Shelly. Sie ist meine beste Freundin, wenn es sie nicht gäbe, könnte ich nicht existieren.

Kapitel 1

Zwei Tage zuvor



Wie so oft bin ich zu spät dran. Im Rennen ziehe ich meinen Talar über. Ich bemerke noch, dass mein Laptop unter meinem Arm hervorrutschen will, und balanciere dagegen an. Die Aktentasche fällt mir dabei aus der Hand und knallt auf den Boden. Wenigstens mein MacBook kann ich halten. Eilig gehe ich in die Kniebeuge und greife nach der Tasche, doch sie flutscht mir zweimal aus den Fingern. Ich will fluchen, da erscheinen zwei auf Hochglanz polierte Herrenschuhe in meinem Sichtfeld.

»Vivian, sind Sie schon nervös, bevor Sie mir heute unterliegen?«

Constantin Przybilski! Der gegnerische Anwalt, dem ich beim heutigen Prozess gegenüberstehe und gleichzeitig das bornierteste Arschloch weit und breit. Er glotzt auf mich herab und grinst.

»Träumen Sie weiter, Constantin«, blaffe ich zurück. »Sie werden heute auf allen vieren aus dem Gerichtssaal kriechen, wenn ich mit Ihnen fertig bin.«

Seine Miene wechselt, mit überheblicher Miene bückt er sich, schnappt sich meine Tasche und richtet sich wieder

auf. Ich erhebe mich ebenfalls, der Rock meines Kostüms ist hochgerutscht, aber ich zupfe nicht an mir herum. Constantin bemüht sich, nicht auf meine Beine zu starren, aber ich bemerke, dass er sich nicht zurückhalten kann. Ha! Das klappt doch immer. Ich bleibe auf Abstand, damit meine Beine auch zuverlässig in seinem Blickfeld bleiben, greife nach meiner Aktentasche und lasse gekonnt einen Aktenhefter fallen.

Sofort geht Constantin vor mir nieder, grapscht den Hefter und stellt sich langsam wieder auf die Beine. Er muss indes an mir entlang starren, das weiß ich und feixe. Als ich ihm den Hefter aus der Hand nehme, sehe ich feinen Schweiß auf seiner Stirn.

»Ist Ihnen warm geworden, Constantin? Warten Sie ab, das ist noch gar nichts. In einer halben Stunde wird Ihnen das Wasser den Rücken entlanglaufen.« Ich wende mich ab und schreite zum Richterzimmer. Abrupt drehe ich mich noch einmal zu ihm. »Aber es wird Angstschweiß sein, mein Bester.« Damit lasse ich ihn endgültig stehen und flitze in den Verhandlungsraum, denn Richterin Lacroix wird schon warten.

Mein Glücksgefühl verschwindet jäh, als ich Richter Frederick Tenley anstatt Rosemarie Lacroix sehe. Verdammt, sie hat vorgestern schon mitgenommen ausgesehen, wahrscheinlich hat sie da bereits etwas ausgebrütet. Das könnte alles über den Haufen werfen, denn Richterin Lacroix ist mir gewogen, Richter Tenley hingegen hasst mich, weil ich meine Klappe nicht halten kann. Was auf Gegenseitigkeit beruht, ich hasse ihn allerdings, weil er mir den Mund verbieten will. Dennoch begrüße ich ihn gebührend und nehme respektvoll neben meinem

Mandanten Platz. Obwohl der Richter ein Griesgram ist, hat er etwas Sympathisches an sich, das mich an meinen weisen Grandpa erinnert, der auch immer schnell auf der Palme war.

»Können Sie bei Ihrem Honorar nicht wenigstens pünktlich erscheinen?«, fragt mich mein Mandant. Hank Coopett ist ein schmieriger Typ, den ich im richtigen Leben nicht mit der Kneifzange anfassen würde. Ein Bauarbeiter, der sich hochgearbeitet hat und heute als Unternehmer ein Vermögen verdient. Aber wenn ich den Prozess für ihn gewinne, bekomme ich zwanzigtausend. Das wäre ein fetter Happen für den Schmerz, seine blöden Sprüche anhören zu müssen.

Für den Augenblick ignoriere ich ihn, setze mich brav und ziehe eine Augenbraue hoch, als Constantin Przybilski in den Saal gehetzt kommt und eilig Platz nimmt. »Da Mr Przybilski es nun auch geschafft hat, können wir ja doch noch beginnen«, donnert Richter Tenley. Sein Bauch bebt, als er mit seinem Hämmerchen auf den Tisch schlägt. Er kann das Hämmerchen schlagen, wann er es für angemessen hält, so hat er mich im letzten Jahr laut belehrt. Dabei ist das Ding dafür gedacht, Beschlüsse anzukündigen oder Publikum zur Ruhe zu rufen. Richter Tenley darf seinen Richterhammer auch nutzen, »um vorlaute Anwältinnen zur Vernunft zu bringen«, habe ich gelernt, deshalb halte ich heute meine Klappe. Ich will die Zwanzigtausend und ich will mit Constantin den Boden dieses Gerichtssaales wischen. Das hat Vorrang.

Ich kann mich kaum zurückhalten vor Freude, als Richter Tenleys Hämmerchen zur Urteilsverkündung auf den Tisch donnert. Hank Coopetts Ehefrau geht leer aus, obwohl es

keinen Ehevertrag gab. Coopett, der Drecksack, kann sein gesamtes Geld mit der jungen osteuropäischen »Künstlerin« verjubeln, ich bekomme zwanzigtausend und Constantin platzt jeden Augenblick vor Wut. Ich verabschiede mich schnell von Coopett, denn ich bin in Eile. Shelly wartet. Sie hat heute Geburtstag und ich habe noch einen 5-Stunden-Flug von New York zu ihr nach San Diego vor mir. Die Verabredung steht seit längerem und ich habe mir eine Woche frei genommen, um ein paar Tage mit ihr zu verbringen. Ich werde nicht schon wieder absagen. Früher haben wir uns jeden Tag gesehen, aber das ist lange her. Heute wird es endlich wieder dazu kommen.

Constantin und Coopett rufen mir noch etwas hinterher, ich ignoriere das und eile die Treppen hinunter. Durch die Glasscheiben der Tür sehe ich draußen ein Taxi, eine ältere Dame steigt umständlich aus, ein junger Mann im Anzug ohne Krawatte wartet schon. »Würden Sie meiner Mutter bitte helfen?«, frage ich den Mann im Anzug, der sofort der älteren Dame unter den Arm greift.

»Aber ...«, will die Dame insistieren, doch ich unterbreche sie schnell.

»Er hilft dir gern«, sage ich und sehe dem Anzugmann in die Augen.

»Ja, selbstverständlich«, stottert der und schiebt die soeben zu meiner Mutter deklarierte Frau in das Gerichtsgebäude.

»Zum Flughafen«, rufe ich dem farbigen Fahrer zu. Als er losfährt, sehe ich durch die Autoscheibe, dass Mutti dem Anzugmann ihre Handtasche vor die Brust schlägt. Ich liege gut in der Zeit, denke ich, aber das hat in New York nichts zu sagen. Für den Notfall krame ich schon einmal eine Fünfundzighollarnote aus der Tasche. Das kann die letzte

Rettung sein, wenn man es eilig hat und ein unvorhergesehener Stau entsteht. Am Flughafen kann ich meinen Fünfziger wieder wegstecken, es gab keinen Stau. Dafür herrscht in der Abflughalle ein riesiger Tumult. Ende Juni ist Christopher Street Day, fällt mir ein. Ich mag weder Menschenansammlungen, noch absurde Verkleidungen, aber das werde ich mit den Hupfdohlen nicht diskutieren, sondern dränge mich zum Check-in. Meinen Koffer habe ich gestern schon abgegeben, ich muss also nur mit meiner Handtasche ins Flugzeug steigen und schon gehts los. Ich liebe Perfektion.

Pünktlich um fünf am Nachmittag stapfe ich zur Kofferausgabe des Flughafens San Diego und zerre mein *Floyd Gold* Rollkoffer vom Förderband. Ich verreise zu selten, deshalb hat das Ding nicht eine einzige Schramme und glänzt so auffällig, dass ich mir vorkomme wie eine Angeberin. Shelly und ich haben verabredet, dass ich mit dem Taxi vom Flughafen zu ihr fahre. Um so mehr freue ich mich, als ich sie draußen in ihrem Wagen entdecke. Sie parkt genau vor der Tür im absoluten Halteverbot. Eine energisch dreinblickende Polizistin wälzt sich auf Shellys Wagen zu, ich springe schnell rein, ziehe die Tür zu und schreie »fahr los!« Mit quietschenden Reifen zischt ihr alter Toyota los – das ist Shelly. Und das bin ich. Wir verstehen uns ohne Worte. Mann, was ich mich auf diesen Abend mit meiner besten Freundin freue, wir werden uns betrinken und herumalbern, sodass ich morgen Bauchmuskelskater habe.

»Wer ist hinter dir her?«, fragt sie gespielt ernst, muss aber sogleich lachen.

»Schau mal in den Rückspiegel, Süße. Die Dampftramme

mit Dienstmarke wirst du bestimmt bald wiedersehen.«

Shelly winkt lässig ab. »Wie war dein Flug? Du siehst verdammt gut aus, Miststück. Ich bin neidisch.« Abermals gackern wir. Wenn sie nicht Auto fahren müsste, würde ich sie auf der Stelle umarmen. Ich blicke sie von der Seite an. Shelly sieht überhaupt nicht gut aus. Ich habe sie über sieben Monate nicht mehr gesehen, unter normalen Umständen bekommt kein Mensch in dieser Zeit und im Alter von achtunddreißig eine so graue Haut.

»Was ist?«, fragt sie. »Habe ich etwas im Gesicht?« Sie lacht. Aber irgendetwas verbirgt sie, denke ich.

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich hoffe, diese Leseprobe hat dich begeistert.
Wie die Geschichte weitergeht, kannst du ab 1. Mai
erfahren, dann wird das Buch nämlich auf Amazon
veröffentlicht.

Aktuell kannst du es noch für 0,99 Euro dort kaufen oder
kostenlos lesen, wenn du Kindle Unlimited hast.
Ich freue mich auf dich.

Jörg alias Collin.